Der Leid-Tragende

Vor 30 Jahren hat der Künstler Gunter Demnig die Stolpersteine erfunden, um der Opfer der NS-Verbrechen zu gedenken. Bis heute ist er fast pausenlos unterwegs, um sie zu verlegen. Dabei wächst das Denkmal längst von selbst. Warum kann er nicht loslassen?

Von Annabel Dillig, Süddeutsche Zeitung Magazin, 09.05.2025

Christa Horn hält einen alten Vanilleeis-Behälter in der Hand, darin liegen Rosenblätter, die braucht sie gleich. Für die pensionierte Geschichtslehrerin ist heute ein wichtiger Tag. Wenn an diesem Dienstag im Februar 2025 die Namen von Karl und Julie Silbermann zurück in ihren Heimatort kommen, nach Trabelsdorf in Oberfranken, an die Stelle, wo die Silbermanns einst wohnten, dann ist Christa Horn an ihrem Ziel: Seit 2016 hat sie die Lebensgeschichte aller jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner ihrer Gemeinde recherchiert, sie war in Archiven, hat Zeitzeugen befragt. Angehörige in den USA ausfindig gemacht. Alles für ein Gedenkbuch zusammengetragen. Sie hat Spenden gesammelt und schließlich bei Gunter Demnig Stolpersteine in Auftrag gegeben, ein Jahr hat sie auf sein Kommen gewartet. Und nun ist er da, der Künstler, in ihrem kleinen Ort.

Golden ergießt sich die Morgensonne auf die Steigerwaldstraße, als Gunter Demnig seinen roten Transporter am Straßenrand parkt. Es ist kurz vor neun. Gemeindearbeiter fräsen gerade ein Rechteck in den Gehweg. Eine Traube Menschen hat sich versammelt und wartet gespannt. Doch der Mann mit Hut und Handwerkerhose geht an allen vorbei, an Christa Horn und am Bürgermeister, er begrüßt erst mal die Männer vom Bauhof. Minus elf Grad hatte es in der Nacht, er ist gespannt, ob sie mit dem Winkelschleifer Erfolg hatten. Sie hatten.

Was jetzt folgt, passiert an 200 Tagen im Jahr seit mehr als 25 Jahren genau so: Gunter Demnig schnallt sich seinen Schoner ans rechte Knie. Langsam wie ein alter

Boxer, der zum Erstaunen aller noch immer in den Ring steigt. Holt aus seinem Wagen einen Eimer mit Werkzeug – darin Gummihammer, Kellen, Stemmeisen. Einen zweiten Eimer mit Beton. Dann trägt er zwei Stolpersteine zur vorbereiteten Stelle. Sinkt schwer aufs rechte Knie und setzt die Steine in das Loch. Eine Lokalzeitungskamera klickt. Er klopft die Steine bündig in den Boden, füllt die Hohlräume auf, poliert das Messing. Fertig. Hier wohnte Karl Silbermann. Hier wohnte Julie Silbermann.

Der Bürgermeister und Christa Horn lesen nun Stationen aus dem Leben des Paares vor, Demnig steht gute zehn Meter abseits. Hört er, was gesagt wird? Wie Karl Silbermann einst der bayerischen Armee gedient hatte, einen Gemischtwarenladen betrieb, als SPD-nah galt. Wie er 1936 mit seiner Frau brutal überfallen wurde, wahrscheinlich von einem Judenhasser, wie er mit Verbänden tags darauf von Dorfbewohnern gesehen wurde. Wie seine Frau 1937 erkrankte und starb, wie ihm der Gewerbeschein entzogen wurde, wie er aus Trabelsdorf weg nach Berlin ging, wo er deportiert und 1942 in Riga ermordet wurde. Der Bürgermeister spricht das Kaddisch, ein jüdisches Gebet. Jemand hält ein Handy an eine Bluetooth-Box, trauriges Gitarrenspiel erklingt.

Als Christa Horn nun mit Julie Silbermanns Biografie beginnt, wird Demnig sichtbar unruhig. Wieso die zweite Lebensgeschichte, die ist doch kaum anders als die des Mannes, wird er später sagen, immer diese langen Reden. Er tritt von einem Bein aufs andere, geht zum Wagen. Tippt was ins Navi, steigt wieder aus. Die Zeremonie ist nun fast zu Ende. Christa Horn streut ihre Rosenblüten auf die Steine. Es ist 9.21 Uhr. Demnig verabschiedet sich freundlich nickend, der erste von drei Terminen ist geschafft. Der Motor seines Wagens lief die ganze Zeit.

Anfang der 1990er-Jahre. Im Sammelband Größenwahn: Kunstprojekte für Europa skizziert der Künstler eine Idee: Inschriften auf Pflastersteinen für die Opfer der NS-Diktatur, verlegt an ihrem letzten Wohnort. Er nennt sie Stolpersteine. »Vielleicht können individuelle Mahnmale mehr bewirken als Denkmale«, schreibt er. »Vor der eigenen Haustür wird die Verdrängung schwieriger.« Es ist 1993, die Zeit von Solingen und Mölln, noch zehn Jahre, bis es das Holocaust-Denkmal in Berlin geben wird, noch 27 Jahre bis Hanau und #saytheirnames.

Den ersten Stolperstein verlegt Demnig 1995 in Berlin, Oranienstraße 207, ohne Genehmigung. Weitere in Köln, wo er lebt. »Eine Million wirste nicht schaffen, aber du kannst ja mal anfangen«, sagt ein befreundeter Pfarrer über seine Idee. Demnig fängt an, Sisyphos hat seine Felskugel. 116 000 Stolpersteine gibt es heute, gefertigt in fünf Werkstätten Demnigs, die meisten hat er selbst verlegt. In rund 1900 deutschen Gemeinden erinnern die Stolpersteine an Juden, Sinti, Roma, Menschen mit Behinderung, Zeugen Jehovas, Homosexuelle und andere Opfer der NS-Diktatur. Was subversiv begann, ist zur Massenbewegung geworden, zum Symbol für Erinnerungskultur schlechthin. Ein Mitmachdenkmal, von allen für alle. Denn nicht Gunter Demnig bestimmt, wer einen Stolperstein bekommt, sondern Nachfahren, Hausbewohner, Geschichtsinteressierte. Sie forschen und geben die Steine in Auftrag. Veröffentlichen Gedenkbände – allein in Hamburg gibt es 20 –, übernehmen Putz-Patenschaften, programmieren Stolpersteine-Apps. Eine zivilgesellschaftliche Anstrengung, eine soziale Skulptur im Sinne von Joseph Beuys. Den kennen alle, aber wer kennt Gunter Demnig?

Tags zuvor in Elbenrod bei Alsfeld in Hessen. Demnig ist gerade dabei, seinen Transporter mit vier Dutzend Stolpersteinen zu beladen. Für Trabelsdorf, Ingolstadt, Dorfen, Brettheim, Leingarten, Stuttgart – die Stationen der nächsten drei Tage von zehn. Zwei solcher Touren fährt er im Monat, auch mit 77, auch wenn er sich gerade von einer Operation erholen sollte.

Er legt die Handzettel seiner Mitarbeiterin zu den Steinen. »Dass das mal so ein Ausmaß annimmt … Am Anfang war das ja nur ein Konzept«, sagt er kopfschüttelnd und lächelt. 270 Tage war er 2019 unterwegs, Rekord. In 31 Ländern hat er Stolpersteine verlegt, den nördlichsten auf einer kleinen Insel vor Hammerfest in Norwegen. Ein einzelner Jude hatte sich dort versteckt, er wurde verraten und von der Gestapo abgeholt.

Die Anfänge: zäh. Ein Dokumentarfilm von 2008 zeigt Demnig, wie er mit seiner damaligen Partnerin Uta Franke die Routen plant. Wie er von Hauseigentümern verklagt wird, wegen Wertminderung durch die Stolpersteine. Wie Gemeinden hadern, ist das würdevoll, da am Boden? Aber ist es nicht auch eine bestechende Idee? Die Namen aus den Massengräbern und Vernichtungslagern zurückholen, wo sie verschüttet

wurden oder in Rauch aufgingen, dorthin, wo alles angefangen hat: in die Mitte der Gesellschaft?

Unter den deutschen Metropolen sträubt sich nur München. Zweimal, 2004 und 2015, folgt der Stadtrat den Argumenten von Charlotte Knobloch, der Präsidentin der israelitischen Kultusgemeinde, wonach die jüdischen Opfer durch die Platzierung der Steine am Boden erneut »mit Füßen getreten« würden. Über die Kritik der Vertreterin der größten Opfergruppe will sich die Stadt nicht hinwegsetzen. 2018, mehr als zwanzig Jahre nach Demnigs erstem Stolperstein, wählt München eine andere Form des Gedenkens: sogenannte Erinnerungszeichen – Stelen an Wohnhäusern mit biografischen Angaben, im Grunde wie Stolpersteine, nur auf Augenhöhe. In München gibt es heute dennoch mehr Stolpersteine als Erinnerungszeichen, aktuell sind es 345. Verlegt werden sie mit Zustimmung der Eigentümer auf Privatgrund, direkt vor dem Haus.

War Demnig anfangs mit Faltkarte und Stecknadel unterwegs, wird er bald digitaler. Fährt mit Navi, nimmt Anrufe auf dem Hörgerät entgegen. Aber vieles ist seit jeher gleich: seine Ruhelosigkeit, sein Cowboylook, sein roter Einsatzwagen. Bis heute braucht er alle vier Jahre einen neuen.

Er muss jetzt noch mal in die Werkstatt, wo Mario Schulz gerade die Steine für die nächste Tour graviert. Schon seit 2005 fertigt Demnig die Stolpersteine nicht mehr selbst, seine Stiftung beschäftigt sechs Gestalter und einen Historiker, der die Inschriften prüft. Im Zweifelsfall rufen sie Demnig an, aber eigentlich wissen sie, was ihm wichtig ist: »Nicht so viel Prosa«, sagt er. »Das muss knallhart sein.« Nicht: In Auschwitz verschollen. Sondern: ermordet.

Noch nie wurden so viele Stolpersteine verlegt wie 2024. Der Überfall der Hamas kurz zuvor, die Siege der AfD in Ostdeutschland – die Bestellungen strömten nur so herein, in der Werkstatt türmen sich die Päckchen. Die Stolpersteine deuten nicht mehr nur in die Vergangenheit, sie sind zur Protestform in der Gegenwart geworden: Remigration? Gab es schon, hieß damals Deportation. Auch die Schändungen haben zugenommen. Demnig spricht nicht gern darüber. 900 beschädigte oder entwendete Steine bei mehr als 116 000 – natürlich, schlimm, vor allem im Osten, aber die

Initiativen vor Ort sorgten jedes Mal dafür, dass es doppelt und dreifach wieder gutgemacht werde, mit Spenden und noch mehr Steinen. Seine Saat ist aufgegangen, die Graswurzel hat Kraft. Warum hört er trotzdem nicht auf?

Erstverlegungen in Ortschaften behält er sich weiter vor, aber abgesehen davon verlegen inzwischen auch Initiativen einen Großteil der Steine, Demnig fährt sie vorbei, oder schickt sie ihnen zu. Er mag es nicht besonders. Es ist sein Kunstwerk, die Steine und das Verlegen, diese Demutsgeste, gehören für ihn zusammen. Viele bedrängen ihn, noch mehr abzugeben, so könne noch mehr Opfer gedacht werden. »Es hat so viele Jahre gedauert, bis dieses Projekt in Fahrt kam, da könnt ihr euch doch jetzt noch kurz gedulden«, sagt Demnig dann. Aus der Ungeduld entstehen Plagiate, in den Niederlanden, in Spanien. »Die sind gefräst, ich hasse das. Auschwitz – das war Fabrik, meine Steine sind handgemacht.«

Katja Demnig kommt in Strickkleid, Leggins und Schlappen die Treppe des Wohnhauses herunter, frierend sucht sie ihren Mann. Sie würde gern noch mit ihm zu Mittag essen, bevor er wieder auf Tour geht.

SPURENSUCHE

Lebensmomente von Gunter Demnig:

Sie haben sich Anfang der 2010er-Jahre, klar, bei einer Stolperstein-Verlegung kennengelernt, gingen essen, verliebten sich. Er sagte: Du spinnst, ich bin 28 Jahre älter als du. Sie sagte: Ich mag graue Haare. Damit war im Grunde alles geklärt, und Demnig, der nie heiraten wollte, tat es dann doch. Sie suchte ihm ein Hawaiihemd mit Papageien aus und er das Datum: 1. April 2016. »Dann kann ich mich immer auf einen Aprilscherz hinausreden«, sagt er. Der Humor eines Hippies. Katja tue ihm gut, jetzt passe jemand auf, dass er sich nicht verliert, sagen Menschen in ihrem Umfeld.

Katja Demnig steigt in die eben gegründete Stiftung ein, die sein künstlerisches Werk, vor allem die Stolpersteine, weiterführen soll. Sie kümmert sich um die Presse, um die Zusammenarbeit mit Schulen. Ihren Beruf als Lehrerin gibt sie auf.

Die Stiftung braucht einen Sitz. Katja Demnig recherchiert drei Orte, alle in der geografischen Mitte Deutschlands. Damit es ihr Mann in keine Richtung weit hat, und damit er möglichst oft zu Hause vorbeikommt. Einer davon: ein ehemaliger Bauernhof

im 365-Einwohner-Ort Elbenrod. Mit einer Werkstatt, Büroräumen, einer Scheune – wäre die nicht ideal für ein kleines Museum? Seitdem lebt Katja Demnig hier im hessischen Hinterland – mit 26 Katzen, und an acht bis zehn Tagen im Monat auch mit ihrem Mann.

»Ich hab uns was vom Metzger geholt, kommst du?« – Gleich. Er will noch erzählen, wie sein Leben war, bevor es bündig mit den Steinen verlief. Das Unterwegssein hat den Berliner Dialekt seiner Kindheit nicht geschliffen, nur die Stimme ist brüchig geworden und ein wenig atemlos.

Mit 18 findet Demnig Fotos auf dem Dachboden, Bilder seines Vaters, die ihn bei der Legion Condor in Spanien zeigen, dem geheimen Kampfgeschwader, das für Guernica verantwortlich war. Und bei der Flak in Frankreich. Demnig stellt ihn zur Rede, nichts, kein Wort. Fünf Jahre Funkstille. »Das war schon ein Auslöser, dieses Nichtdrüber-sprechen.« Sein Vater ist dann auch gegen die Kunst als Beruf, die Mutter unterstützt den Sohn, »mach doch mit Lehramt«. Mütter-Diplomatie. Den Erfolg der Stolpersteine bekommen beide nicht mehr mit, nicht das Bundesverdienstkreuz, die Nadeln, Ehrungen und Preise, die ihr Sohn ab 2005 sammelt. Im Erdgeschoss seines kleinen Museums steht Demnig nun vor einem Jahrmarktautomaten, er hat ihn 1970 gebaut. Man kann eine Münze einwerfen, dann klopft einem der Apparat auf die Schulter, er führt das jetzt mal eben vor. Gut gemacht!

Demnigs erste politische Arbeit, eine US-Flagge mit Totenköpfen anstelle von Sternen – ein Kommentar zum Vietnamkrieg –, bringt ihm die Kriminalpolizei ins Haus. Es ist Otto Schily, der spätere RAF-Anwalt und Bundesinnenminister, der ihn in der kurzen Haft berät. In Kassel an der Kunsthochschule werden »Spuren« sein Thema – und der öffentliche Raum seine Leinwand. 1990 folgt jene Arbeit, die zur Vorstufe für sein Lebenswerk wird: In Köln druckt er ein Schriftband auf den Boden, von der Innenstadt bis nach Deutz. Er will an die Deportationsroute der 1000 Sinti und Roma von Köln über Deutz in die Konzentrationslager im Osten erinnern. Die Reaktionen der Kölnerinnen und Kölner, er erzählt es in jedem Vortrag, in jedem Interview, die empörten Kommentare wie: »Guter Mann, hier haben doch keine Zigeuner gelebt« – die waren es, die ihn zu den Stolpersteinen brachten.

»Damit kannst du kein Geld verdienen«, sagt sein Professor. Später stoßen sich manche dann tatsächlich daran, dass er 120 Euro pro Stolperstein verlangt. Als »kommerzielles Kunstprojekt einzelner Profiteure« schmähte etwa Charlotte Knobloch die Stolpersteine. Der Preis decke fast nur Material, Gestaltung, Anfahrt, sagt Demnig, und: »Natürlich muss ich von etwas leben.« Haben die Steine Demnig steinreich gemacht? Alles fließe in die gemeinnützige Stiftung, entgegnet er. Sein Haus in Elbenrod sieht nicht taufrisch aus. Urlaube, Reisen? Fünf Tage Teneriffa, Jahre her. Das Exzentrischste, das Demnig sich leistet, ist eine extra starke Heizung im Transporter, er friert schnell. Und sein australischer Outback-Hut aus Kaninchenfilz für 220 Euro. »Der hält aber ewig.«

Stolperstein-Verlegung in Ingolstadt, die zweite Station nach Trabelsdorf am Morgen. Demnig findet keinen Parkplatz, mit den Steinen und dem Werkzeug kann er nicht so weit laufen. Wieso ist denn hier nichts abgesperrt? Stress. Seine Rastlosigkeit verlangt nach Reibungslosigkeit, wenn es mal hakt, wird alles schnell zur Zumutung. Es sind ja nicht nur die Steine, die immer mehr geworden sind. Es sind die Menschen und Orte: An die hundert Leute drängen sich in der Beckerstraße, am Morgen in Trabelsdorf waren es 20, am Abend werden es noch mal 50 bei einem Vortrag sein. Für einen introvertierten 77-Jährigen, der nicht gut hört, eigentlich eine Überforderung. Doch auf seiner Webseite steht als Hinweis für die Planung einer Stolperstein-Verlegung: »Gunter Demnig schafft am Tag maximal acht Verlege stellen.«

Herzlich willkommen, sind Sie gut durchgekommen? Toll, dass Sie das machen. Wie kamen Sie auf die Idee? Welche Stolpersteine bedeuten Ihnen am meisten? Nach zwei Tagen an seiner Seite kann man die Antworten mitsprechen. Dass er neulich einen Stein verlegt hat für einen, der Jude war, schwul und Kommunist. »Tödlicher geht's kaum.«

Oder dieser eine Stein, der zwei Schwestern zusammenbrachte: Eine reiste aus Kolumbien an, die andere aus Schottland, sie standen vor den Stolpersteinen ihrer Eltern und lagen sich weinend in den Armen: Jetzt haben wir in Deutschland wieder einen Ort, zu dem wir kommen können. »Poah«, sagt Gunter Demnig dann, und Tränen füllen seine Augen. Sie sind echt – so wie gestern und vorgestern.

Vielleicht braucht man einfach ein paar routinierte Anekdoten, an denen man sich festhalten kann, wenn das Leben so rauscht: die Autobahn, die Hotels, die Inschriften. Aus Silbermann wird Goldberg, aus Reichmann Erdmann, Levy, Loewi, Loewenfels.

Er hat den Transporter jetzt einfach schräg an den Rand gestellt. Eine Stolperstein-Verlegung mit Schülern, »die sind mir am liebsten, denn für die Jungen mache ich es ja«. Die zwölfte Klasse des Christoph-Scheiner-Gymnasiums erwartet ihn, mit ihrer Lehrerin, die ein Baby umgeschnallt hat, mit stolzen Eltern, dazu Politikerinnen und Passanten. Ein Jahr lang haben die Schüler im Rahmen ihres Projektseminars im Stadtarchiv recherchiert. Von zwei unbeschriebenen Opfern haben sie erstmals überhaupt die Biografien nachgezeichnet: von Eleonore Baumann und Hermann Winkler, zehn und 13 Jahre alt, beide mit Behinderung, für die »Rassenhygiene« 1941 ermordet.

Jetzt stehen die Schülerinnen und Schüler da, mit weißen Rosen in der Hand, und tuscheln. Wo ist denn jetzt der Künstler? Was, der da am Boden mit dem Hut ist es? Krass, die Steine sind ja schon im Boden. Gedenkminute, Kopf senken, dann eilt Demnig schon wieder zum Wagen. Halt! Die Lehrerin greift sich Demnig jetzt und bringt ihn mit den Schülern zusammen: Herr Demnig, darf ich Ihnen meine Klasse vorstellen, die haben das hier alles recherchiert. Und ja, da hellt sich sein Gesicht auf und leuchtet kurz. Toll. Natürlich, noch ein Foto. »Jetzt muss ich aber wirklich los.«

Dient das noch der Sache oder ist es einfach Gewohnheit, so von Termin zu Termin zu hetzen? Die NS-Diktatur forderte ungefähr 17 Millionen Opfer, wie viele Stolpersteine will er noch verlegen? Demnig sagt: »Solange die Knie mitspielen, notfalls im Rollator.« Wer ist Sisyphos ohne seinen Felsen? Sein Leben sind die Steine, und es scheint, als brauche er sie inzwischen mehr als sie ihn. Andere Kunstwerke hat Demnig seit der Jahrtausendwende nicht geschaffen. Keine Zeit.

Mitte März 2025, vier Wochen später, die Eiseskälte ist dem Frühling gewichen. Gunter Demnig soll die Ehrendoktorwürde der Universität Gent in Belgien erhalten – für die »Struikelstenen«. Es könne zu heftigen Protesten kommen, heißt es im Vorfeld. Die feierliche Parade durch die Stadt wird aus Sicherheitsgründen abgesagt. Und tatsächlich demonstrieren 150 Studierende vor dem Gebäude, sie tragen Masken und

skandieren: »From the river to the see, Palestine will be free«, während drinnen unter Polizeischutz gleich ein Mann für ein Lebenswerk geehrt werden soll, das die Schuld der Deutschen am Holocaust benennt. Doch sie sind nicht seinetwegen da. Die Studierenden fordern den akademischen Boykott, das Ende der Zusammenarbeit mit israelischen Universitäten.

Die Parade der akademischen Elite Gents findet nun im verglasten Foyer statt. Langsam setzen sich die festlich gekleideten Menschen, der Großteil davon in Talaren und Doktorhut, in Bewegung, während die Demonstranten mit der flachen Hand gegen die Scheiben schlagen, ein Höllenlärm. Dazwischen Gunter Demnig mit dem Geschichtsprofessor Bruno de Wever, der ihn für die Ehrendoktorwürde vorgeschlagen hat. Einen Anzug besitzt Demnig bis heute nicht (in seiner Kasseler Zeit hatte er aber einen Papagei, der auf seiner Schulter saß). Er trägt wie immer Baustellenschuhe, Engelbert-Strauss-Hose – und für die folgenden zwei Stunden auch einen Talar mit Pelzbesatz. Er, der 23 Semester studiert hat und »den Dutschke noch persönlich kannte«. Das Leben ist eine Pralinenschachtel.

Als er die Bühne betritt, hängt der Talar ein wenig schepps, den Doktorhut hat er sowieso lieber in der Hand behalten, statt ihn aufzusetzen. Aber wohin jetzt mit der riesigen Urkunde, keine Hand frei. Demnig wirkt mitgenommen, irgendwie erdrückt von der Last der Steine. Zwei Leistenbrüche hatte er vor Kurzem, erzählt er später, dazu einen Nabelbruch und im Januar diese schwere Hämorrhoiden-OP.

Die Zeremonie ist vorbei, sofort scharen sich wieder Leute um ihn. »Kommen Sie noch mit zum Abendessen? Davor ist noch ein kleiner Empfang.« – »Noch einer?«, fragt er zurück und lacht. »Wir stehen doch schon hier bei Sekt und Rotwein.« Er würde jetzt eigentlich gern gehen, aber wie das so ist, bei Menschen, die mit ihrer Arbeit Grenzen überschreiten, sie sind oft nicht so gut darin, ihre eigenen zu erkennen. Und so wird Gunter Demnig wieder mitgehen, wieder ein bisschen zu viel trinken und wieder ein bisschen zu wenig schlafen.

Der deutsche Botschafter in Belgien ist extra aus Brüssel gekommen, er will mit Demnig über die NS-Zeit sprechen. Er weiß ganz viel über den Widerstand, dass die Belgier geschickt darin waren, Juden zu verstecken. Demnig nickt, bestellt noch mal

Wein. Er streut zwei, drei seiner Anekdoten ein. Und dann, noch bevor die Vorspeise kommt, geht er auf sein Zimmer. Er will noch mal die Handzettel durchsehen, den Plan für die anstehenden Verlegungen. Morgen Antwerpen. Vielleicht sieht er sich noch eine Doku im Fernsehen an, eine Wiederholung von Hitlers Helfer, die irgendwo läuft. Davon kann er nicht genug bekommen.

Der Botschafter bleibt zurück. So wie Christa Horn und der Bürgermeister. So wie die Lehrerin mit dem Baby und ihre Schüler in Ingolstadt. Aber wenn die Schüler in zehn, zwanzig, dreißig Jahren durch die Straßen ihrer Heimatstadt gehen, vielleicht mit einem Kind an der Hand, werden sie sagen: Schau an, der Stolperstein. Das Messing wird glänzen, weil ein engagierter Mensch ihn immer noch poliert. Und dann erinnern sie sich, wie sie damals mit ihrer Lehrerin – wie hieß sie noch gleich? – im Stadtarchiv waren, monatelang. Sie werden sich bücken, um die Inschrift zu lesen. Hier wohnte Eleonore Baumann 1931–1941. Es ist immer eine kleine Verbeugung, sagt Gunter Demnig.